

# TransPacífico

## Unsichtbare Kontinente und Archipele der Sichtbarkeit in den Literaturen zwischen Asien und Amerika

Ottmar Ette (Potsdam)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Der Aufsatz entwirft anhand der polyvalenten literarisch-ästhetischen wie literaturtheoretischen Beziehungen zwischen Jean-Marie Gustave Le Clézio, Claude Lévi-Strauss, Édouard Glissant und Khal Torabully eine Landschaft der Theorie, die sich ausgehend von einer beweglichen *Insel-Welt* hin zu einer *Landschaft* im transarchipelischen Sinne entwickelt. Die geographische und kulturelle Diversität des Südpazifiks wird hierbei nicht kontinental gedacht, sondern *poly-nesisch*, da sie die Polyrelationalität von Mensch und Natur innerhalb von komplexen Globalisierungsprozessen zur Darstellung bringt. In der poetischen Verdichtung oszillieren die Tropen multivektoral, um eine symbiotische Form des ZusammenlebensWissens zu ermöglichen.

**SCHLAGWÖRTER:** Le Clézio, Jean-Marie Gustave; Glissant, Édouard; Torabully, Khal; Lévi-Strauss, Claude; Transarchipel; Pazifik; Landschaft; Insel; Literaturtheorie; Coolitude

Der Literaturnobelpreisträger Jean-Marie Gustave Le Clézio hat in seinem 2006 erschienenen Reisetext<sup>1</sup> *Raga: approche du continent invisible* (Raga – Annäherung an den unsichtbaren Kontinent) den ozeanischen Raum als seine Landschaft der Theorie<sup>2</sup> gewählt und das bewegliche Bild einer Insel-Welt und Inselwelt entworfen, die durch die transarchipelischen Beziehungen zwischen den einzelnen Inseln und Inselgruppen charakterisiert wird<sup>3</sup>. Diese Annäherung an den „unsichtbaren Kontinent“, der ausschließlich aus

<sup>1</sup> Zu literarischen Inszenierungsformen des Reisens bei Le Clézio vgl. Bernadette Rey Mimoso-Ruiz, Hrsg., *J.M.G. Le Clézio. Ailleurs et origines: parcours poétiques*. Actes du Colloque 9, 10 & 11 décembre 2004 (Toulouse: Editions Universitaires du Sud, 2006); Isa Van Acker, *Carnets de doute: variantes romanesques du voyage chez J.M.G. Le Clézio* (Amsterdam und New York: Rodopi, 2008); sowie Claude Cavallero, *Le Clézio: témoin du monde. Essai* (Paris: Editions Calliopées, 2009).

<sup>2</sup> Vgl. zu diesem Konzept die Kapitel 1 (dritte Dimension des Reiseberichts), 2 und 11 von Ottmar Ette, *Literatur in Bewegung: Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika* (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2001).

<sup>3</sup> In vielen Werken Le Clézios stehen Uferlandschaften für die „Utopie einer anderen Welt“ ein; vgl. hierzu Luc Resson und Bruno Tritsmans, „Ecritures du rivage: mythes, idéologies, jeux“, *L'Esprit Créateur* (Baton Rouge) LI, 2 (2011): 1.

den Inseln und den diese verbindenden Meeren besteht, geht dabei von einer höchst komplexen und aus verschiedenen Zeiten entstammenden und nur aus unterschiedlichen Logiken heraus verstehbaren Ververbundenheit aus, die vorwiegend, aber keineswegs ausschließlich von der Insel Raga beziehungsweise Pentecoste, der Pfingstinsel im Archipel des jungen südpazifischen Inselstaates Vanuatu, her entworfen wird.

Die keineswegs allein geographisch, sondern kulturell begründete Diversität der Geschichte(n) innerhalb des südpazifischen beziehungsweise ozeanischen Raumes wird immer wieder betont. So heißt es etwa im Kapitel „L’art de la résistance“ (Die Kunst des Widerstands):

Gibt es heute ein „pazifisches“ Bewusstsein (wie man von einem „latein-amerikanischen“ oder „afrikanischen“ Bewusstsein sprechen könnte)? Die extreme Zerstückelung dieses unermesslichen maritimen Raumes und der gemeinsame Kampf gegen die Kolonialmächte scheinen Bande zwischen den Völkern geknüpft zu haben.

Zahlreiche Inseln sind noch heute unter Vormundschaft oder gar unter einem kolonialen Regime: der Tahiti-Archipel, die Markisen-Inseln, die Loyalty-Inseln oder Neu-Kaledonien, ebenso Hawaii, Guam, Samoa. Andere sind mit größerem oder geringerem Erfolg zur Unabhängigkeit gelangt – und haben nun die Schwierigkeiten der Autonomie kennengelernt, also Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Unterentwicklung, die Übermacht der Industriestaaten oder der rücksichtslose Tourismus. Aber die Informationen zirkulieren. Es entstehen Bande zwischen den Inseln, zwischen den Archipelen. Selbstverständlich geht es dabei vor allem um wirtschaftliche Interessen, um Marktchancen.

Gleichwohl zeichnet sich ein anderer Typus von Beziehungen ab, etwas, das aus Erinnerungen, Gefühlen besteht. Vielleicht ist etwas übrig von den alten Schwingungen, etwas vom Klang der Schlitztrommeln, der von Insel zu Insel drang, von den Masken, den Tätowierungen, den auf die Erde gezeichneten ruerues oder von dieser undeutlichen und fluktuierenden Stimme der Mythen, welche früher diese Völker vereinigten, von einem Rand zum anderen in diesem unendlichen Ozean.<sup>4</sup>

Der Text lässt Inseln und Archipele in einem endlosen Ozean entstehen, die in ihrer geschichtlichen, kulturellen und sprachlichen Verschiedenartigkeit einen Bewegungs-Raum abstecken, innerhalb dessen alles mit allem verbunden werden kann. So entsteht ein *anderer Typus* von Kontinent: ein Kontinent, der aus Inseln gemacht ist, die alles Kontinuierliche ebenso unterlau-

<sup>4</sup> J.M.G. [Jean-Marie Gustave] Le Clézio, *Raga: approche du continent invisible* (Paris: Seuil, 2006), 109.

fen wie alles im traditionellen Sinne Kontinentale. Hier wird nicht ein Kontinent so als Insel gedacht, wie man die Kontinente Australien oder Amerika als riesige Inseln ansprechen könnte, sondern gleichsam *poly-nesisch* eine Polyrelationalität zugleich vorgefunden und erfunden, die auf der Alltagsebene zunehmend erlebt und auch gelebt werden kann. In diesem Dreieck von Vorgefundenem, Erfundenem und Erlebtem oder noch zu Lebendem entsteht eine aus der Landschaft heraus destillierte Theorie, innerhalb derer ein Kontinent als eine sich ständig neu aufeinander beziehende transarchipelische Polylogik verstanden werden kann und verstanden werden soll. Dieser Kontinent neuen Typs ist unsichtbar und gleichwohl real, ragt aus den Wassern empor und ist doch in ihnen wie durch sie verbunden.

Der reale Jean-Marie Gustave Le Clézio bezieht sich in seinem Text über *Raga* auf eine nicht weniger reale Reise, die er als Teil des von Édouard Glissant, dem berühmten, Anfang 2011 verstorbenen martinikanischen Dichter und Kulturtheoretiker initiierten Projekts *Les peuples de l'eau* (Die Völker am Wasser) unternahm. Er nutzte dabei zum Teil die Möglichkeit, an Bord der Fregatte *La Boudeuse* – der Name dieses Schiffes nimmt jenen des Flaggschiffs der Expedition von Bougainville in die Südsee geradezu augenzwinkernd wieder auf – die ozeanische Inselwelt zwischen den Kontinenten Amerikas, Asiens und Australiens kennenzulernen. Dieser Dreimaster, dessen Name folglich direkt und unübersehbar auf die großen Entdeckungsreisen des 18. Jahrhunderts in den pazifischen Raum und damit auf die zweite Phase beschleunigter Globalisierung verweist, war 2004 von Korsika aus zu einer Weltumsegelung aufgebrochen, zu der für einzelne Teilabschnitte zwölf Schriftsteller und Journalisten eingeladen wurden, die jeweils an einer der Expeditionen teilnahmen.

Wenn schon früh in Le Clézios *Raga* die stolze Silhouette der „außerordentlichen *Boudeuse*, auf der ich einen Teil meiner Reise unternahm“, in einer Bucht vor der Insel liegend eingeblendet wird<sup>5</sup>, dann ist es keineswegs ein Zufall, wenn die Insel Raga am Ende des Bandes „vom Bordfenster der zweimotorigen Canadair von Vanair aus“ aus dreitausend Meter Höhe ein letztes Mal gesehen wird<sup>6</sup>. Der Text verknüpft hier sehr bewusst die entscheidenden Fortbewegungsmittel der zweiten und der vierten Phase beschleunigter Globalisierung, die Fregatte und das Flugzeug, miteinander, um damit zugleich Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den Blick zu nehmen. Die

---

<sup>5</sup> Le Clézio, *Raga*, 56.

<sup>6</sup> Le Clézio, *Raga*, 122.

nicht mit Le Clézio zu verwechselnde Erzählerfigur weiß sich als Teil dieser Kontinuitäten, weiß sich als Teil dieser Brüche, die sich doch immer noch als vektorisierte, die alten Bewegungen in die neuen einspeisenden Dynamiken verstehen lassen.

Ebenso wenig ist es überraschend, dass in *Raga* das Bild von *La Boudeuse* vom so ganz anderen Bild der Dampfschiffe jener *Blackbirders* abgesetzt wird, die vor allem in den letzten Jahrzehnten des 19. und bis weit über die Wende zum 20. Jahrhundert hinaus mit ihrer barbarischen Menschenjagd nach billigen und letztlich versklavten Arbeitskräften die ozeanische Inselwelt heimsuchten und entvölkerten.<sup>7</sup> In diese Zeit der dritten Phase beschleunigter Globalisierung fällt die bislang wohl dunkelste Epoche jener rücksichtslosen Ausplünderungen, die zunächst im großen Stil von England und Frankreich, bald aber auch von den USA, Australien und (zumindest vorübergehend) dem Deutschen Reich aus ins Werk gesetzt wurden. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels wird auf diese Verbindungen zwischen der ersten, der zweiten, der dritten und der vierten Phase beschleunigter Globalisierung in Le Clézios *Raga* noch einmal ausführlicher zurückzukommen sein.

Jedoch erscheint es an dieser Stelle als noch dringlicher, auf jene Passagen im Text des französischen Schriftstellers aufmerksam zu machen, welche die buchstäbliche Eroberung der ozeanischen Inselwelt durch weitgereiste Anthropologen und Wissenschaftler, aber auch Sensationsreporter, Filmmacher und Geschichtenerzähler unterschiedlichster Couleur ins Bewusstsein einer weltweiten, aber gewiss auch europäischen und französischen Leserschaft zu rufen versuchen. Waren es nicht sensationslüsterne Filmemacher, die 1962 mit einem „Doku-Schocker“ den gesamten Raum für die Europäer in eine „verlorene Welt“ von „Kannibalen“ verwandelten, die als „Überlebende aus der Steinzeit“ noch gänzlich von der Magie geprägt seien und von der Zivilisation nichts wüssten?<sup>8</sup> Zum Schlimmsten aber zählten auch „jene patriotischen Schriften der Kolonialzeit, als sich die Großmächte um den Besitz der Inseln und ihrer Bewohner bekriegten, wie etwa *Erromango* von Pierre Benoit, das in der Zwischenkriegszeit erschien und wo dieser Autor „das französische Schicksal der Neuen Hebriden“ unterstreicht“<sup>9</sup>. Und

<sup>7</sup> Kritik an einigen Fehlern, die Le Clézio bei derartigen historischen Rückblicken unterließen, äußerte Gilles Bounoure in seiner Rezension von *Raga* in *Le Journal de la Société des Océanistes* (Marseille) 125 (2007): 337.

<sup>8</sup> Le Clézio, *Raga*, 121.

<sup>9</sup> Le Clézio, *Raga*, 121.

habe – so die Erzählerfigur in *Raga* – „in seiner Folge nicht ein Journalist in den sechziger Jahren Neu-Kaledonien als den größten Flugzeugträger der französischen Marine bezeichnet?“<sup>10</sup>

Zweifellos waren diese für die Bewohner Ozeaniens, aber auch anderer Teile der Tropen bedrohlichen Entwicklungen schon weitaus früher absehbar gewesen. Denn bereits Mitte des 20. Jahrhunderts arbeitete der französische Anthropologe und Mythenforscher Claude Lévi-Strauss in einem beeindruckenden kleinen Band heraus, wie weit die Zerstörung der längst traurig gewordenen Tropen gleichsam transtropisch fortgeschritten war. Nicht umsonst tauchte schon zu Beginn der nachfolgend zitierten Passage der Verweis auf jenes militärische „Wunderwerk“ des Flugzeugträgers auf, in dem sich die Entwicklungslinien des Dampfschiffs und des Flugzeugs miteinander verbinden und es den Weltmächten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erlaubten, die Insel-Strategie der iberischen Mächte der ersten Phase beschleunigter Globalisierung mit Hilfe dieser neueren Transportmittel aus der dritten Phase zu modernisieren und auf einen neuen technologischen Stand zu heben, wie er im militärischen Kontext für die vierte Globalisierungsphase kennzeichnend werden sollte. Im Kapitel „La Quête du Pouvoir“ (Die Suche nach Macht) liest man bereits Mitte der fünfziger Jahre in einer brillanten Analyse des Mythologen und strukturalistischen Zeichenlesers:

Wie könnte heute, wo die polynesischen Inseln in Beton versenkt in Flugzeugträger verwandelt wurden, die schwer auf dem Grund der Südsee verankert sind, wo ganz Asien das Antlitz eines Krankenreviers angenommen hat, wo die Armenviertel Afrika auffressen, wo die kommerzielle und militärische Luftfahrt die naive Schönheit des amerikanischen oder melanesischen Urwalds entstellt, noch bevor sie dessen Jungfräulichkeit zerstören könnte, wie also könnte heute die vorgegebene Evasion der Reise etwas anderes erreichen, als uns mit den unglücklichsten Formen unserer historischen Existenz zu konfrontieren? Dieser großen abendländischen Zivilisation, die Wunder geschaffen hat, die wir genießen, ist es sicherlich nicht gelungen, sie ohne ihren Widerpart hervorzubringen. Wie bei ihrem berühmtesten Werk, an dem sich Architekturen von einer unbekanntenen Komplexität entfalten, fordern die Ordnung und Harmonie des Abendlands die Eliminierung einer ungeheuren Masse schädlicher Nebenprodukte, die unsere Erde längst infiziert haben. Was ihr, ihr Reisen, uns zunächst und in erster Linie zeigt, ist unser Abfall, ins Gesicht der Menschheit geschleudert.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Le Clézio, *Raga*, 121.

<sup>11</sup> Claude Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques* (Paris: Plon, 1984), 36.

Der in den Augen der Europäer noch fortbestehende Zauber der alten Entdeckungsreisen – und die *Traurigen Tropen* werden nicht müde, seinen nunmehr der Vergangenheit angehörenden Glanz ein letztes Mal zu beschwören – hat nach gerade erst überstandem Zweiten Weltkrieg und am Vorabend der vierten Phase beschleunigter Globalisierung einem Entsetzen angesichts all jener Zerstörungen Platz gemacht, welche die tropischen Inselwelten wie ganze Kontinente im globalen Maßstab erfasst haben. Daher verwundert es nicht, dass Claude Lévi-Strauss in seinem auf Brasilienaufenthalte zwischen 1934 und 1939 zurückgehenden und 1955 erschienenen Band *Tristes Tropiques* auch den rhetorischen Figuren und Figurationen der Tropen ausgehend von konkreten Reisebewegungen seiner Erzählerfigur nachspürte. Im ersten, bedeutungsvoll mit „Das Ende der Reisen“ (*La fin des voyages*) überschriebenen Teil seines Bandes findet sich unter der Überschrift „Abreise“ ein denkwürdiges *incipit*:

Ich hasse die Reisen und die Forschungsreisenden. Und gleichwohl stehe ich nun im Begriff, von meinen Erfahrungen zu erzählen. Aber wieviel Zeit brauchte ich, um mich dazu durchzuringen! Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit ich zum letzten Mal Brasilien verlassen habe, und während all dieser Jahre habe ich mir oft vorgenommen, dieses Buch anzugehen; und jedesmal haben mich eine Art von Scham und Abscheu daran gehindert.<sup>12</sup>

Der oftmals poetisch verdichtete Band über die Tropen oszilliert in ständigen Wendungen und Richtungswechseln zwischen dem Schreiben und dem Nicht-Schreiben, dem Reisen und dem Nicht-Reisen, der Geste des Entdeckens und der Scham im Bewusstsein des eigenen Anteils an der von Europäern weltweit verübten Zerstörung. Traurig werden diese Tropen in einem ästhetisch durchdachten Spiel von Spiegelungen entworfen, in welchem die (rhetorische) Figur des europäischen Entdeckers in einem rousseauistisch eingefärbten Ethnologen und Tropenforscher reflektiert wird, der sich als letztes Glied einer langen Kette der Entdecker, Forscher *und* Zerstörer zu begreifen beginnt.

In manchen Lesern mag da Unbehagen aufkeimen. Denn demontiert hier nicht ein Protagonist der Globalisierung, der an ihr als Reisender wie als Wissenschaftler Anteil hat, jene Mythen, die sich von der ersten Phase beschleunigter Globalisierung bis in die Gegenwart von Lévi-Strauss gehalten haben? Die reiche Fülle der Tropen blitzt in ihrer Diversität an Völkern, Lebensbedingungen und Kulturen just in jenem Augenblick auf, in dem die von den

<sup>12</sup> Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques*, 9.

Europäern ausgehende Destruktion zur Falle geworden ist und ihr Werk zu vollenden scheint: Alles ist dem unwiderruflichen Untergang geweiht, das Ende der Tropen steht unmittelbar bevor. Wird hier nicht der Strukturalist Claude Lévi-Strauss zum Dekonstruktivisten *avant la lettre*?

Doch das *Nevermore*, das alle Seiten dieses Bandes durchzieht, reißt an einer Stelle dieses Reiseberichts am Ende aller Reisen auf: Ein allerletztes Mal noch bietet sich dem Forscher des 20. Jahrhunderts jene unerhörte Möglichkeit, die sich den Columbus und Juan de la Cosa, den Vespucci und Villegaignon, den Alvar Núñez Cabeza de Vaca oder Hans Staden lange Jahrhunderte zuvor so oft und so eindrucksvoll geboten hatte:

Es gibt für den Ethnographen keine aufregendere Perspektive als jene, der erste Weiße zu sein, der in eine indigene Gemeinschaft eindringt. Bereits 1938 ließ sich diese höchste Entlohnung nur noch in wenigen Weltregionen erringen, die so selten geworden waren, daß man sie an den Fingern einer Hand abzählen konnte. Seither haben sich diese Möglichkeiten weiter verringert. Ich werde also die Erfahrung der alten Reisenden von neuem erleben und damit zugleich jenen entscheidenden Augenblick des modernen Denkens, an dem dank der großen Entdeckungen eine Menschheit, die sich völlig und vollständig glaubte, plötzlich – als wäre es eine Gegen-Enthüllung – die Ankündigung erhielt, daß sie nicht alleine war, daß sie Teil einer umfassenderen Einheit war, und daß sie zunächst, um sich überhaupt zu kennen, ihr verkennbares Bild in diesem Spiegel betrachten mußte, dessen von den Jahrhunderten vergessener Teil für mich allein seinen ersten und letzten Widerschein werfen sollte.<sup>13</sup>

Die Erfahrung dieses „einzigsten totalen Abenteuers, das sich der Menschheit anbietet“<sup>14</sup>, öffnet sich im Zeichen jenes welthistorischen Prozesses, der mit Christoph Columbus, Juan de la Cosa, den Brüdern Pinzón oder Amerigo Vespucci begann, auf ein Bild völliger Zerstörung – in gewisser Weise so, wie es Las Casas' kurzgefaßter Bericht über die grauenvollen Zerstörungen in den Kolonien, seine *Brevísima relación de la destrucción de las Indias*, bereits auf für das europäische Gedächtnis unvergessliche Weise entworfen hatte. Europa wusste, was es zerstörte, ohne doch zu kennen, was es nie mehr geben sollte. Das Ende der Tropen und ihrer Bewohner war seit Beginn des 16. Jahrhunderts nicht zuletzt auch eine Trope des europäischen Denkens und Schreibens: in Hayden Whites Sinne in der Form der Tragödie, mit deutlichen Übergängen zur Apokalypse. Früh schon wurden die Tropen von den

<sup>13</sup> Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques*, 387.

<sup>14</sup> Lévi-Strauss, *Tristes Tropiques*, 82.

Europäern nur insofern als Fülle erfahren, als sie stets auch zugleich als Falle gefühlt werden konnten.

Auf der Grundlage eben dieses Mechanismus wird in einer entscheidenden Passage von *Tristes Tropiques* ein letzter, von der europäischen Zivilisation noch nicht erfasster Stamm „entdeckt“ und damit zugleich „verdeckt“, zum Verschwinden gebracht: für immer ausgelöscht. Im Verschwinden der Tupi-Kawahib zeigt sich nicht zuletzt auch das Desaster eines europäischen Dursts nach einem Wissen, das nicht auf ein Wissen vom Zusammenleben mit dem Anderen gerichtet ist und dessen globales Triumphieren mit allen zu Gebote stehenden literarischen Mitteln als globales Scheitern vorgeführt wird. Wir hatten bei unserer Untersuchung der zweiten Phase beschleunigter Globalisierung bereits gesehen, wie diese höchst problematische Dimension der Zerstörung durch ein absolutes Wissen-Wollen bereits von Cornelius de Pauw in aller Deutlichkeit erkannt und gegeißelt worden war.

Nicht mehr die Karavellen, wohl aber die Flugzeuge skizzieren Kartographien und Choreographien, aus denen die Regenwälder und Urwälder dieses Planeten Stück für Stück verschwinden: Das Gesicht der Welt wird entstellt. Die Tropen des Diskurses signalisieren planetarische Räume, die nicht allein im Zeichen der Fülle, sondern im Zeichen einer apokalyptischen Falle stehen – einer Apokalypse, die gewiss nicht mehr nur die amerikanischen Tropen, sondern die Tropenwelt überhaupt transtropisch erfasst. Eine Menschheit, die sich in der Fülle ihrer Möglichkeiten wähnt, sitzt in der Falle, in ihrer Falle.

So ist Amerika allein von Amerika aus nicht mehr zu begreifen. Denn die Erzählerfigur in Lévi-Strauss *Taurigen Tropen* zeigt auf, wie vor dem Hintergrund der Zerstörung der Tropen Amerikas, Asiens und Afrikas die Entwicklungen in den Amazonasgebieten nur aus der weltumspannenden Dimension der Tropen heraus noch verstanden werden können. Dies stellt, wie wir sahen, keineswegs ein neues Phänomen dar: Denn bereits im 16. Jahrhundert bauten die iberischen Mächte jene weltweiten Infrastrukturen auf, die Mexico über den Hafen von Veracruz und die Karibik nicht nur transatlantisch mit Europa verbanden, sondern über den Hafen von Acapulco und die Philippinen transpazifisch mit dem Handel in Asien verknüpften<sup>15</sup>. Die europäischen Sammlungen von Reiseberichten wie etwa die höchst einflussreiche von Giovanni Ramusio konzentrierten sich am Ausgang der ersten

<sup>15</sup> Vgl. hierzu ausführlich Serge Gruzinski, *Les Quatre Parties du monde: histoire d'une mondialisation* (Paris: Éditions de la Martinière, 2006).

Phase beschleunigter Globalisierung nicht auf einzelne Kontinente oder Regionen, sondern enthielten neben Reisen in die Neue Welt ganz selbstverständlich auch Berichte über die Tropen in Afrika und Asien.

Die disziplinären und mehr noch disziplinierenden Ordnungen unserer Wissenschaften haben – von der Anthropologie und Ethnologie über die Geschichtswissenschaft bis hin zu den Philologien – im 19. und 20. Jahrhundert diese Zusammenhänge weiter in den Hintergrund gedrängt und dank ihrer Spezialisierung auf einzelne Areas verschleiert, ja zum Verschwinden gebracht. Es ist heute zweifellos an der Zeit, nicht nur im Bereich der Klimatologie die Tropen transtropisch zu verstehen und die auch in Zukunft notwendigen Area Studies durch TransArea Studies anders auszurichten und neu zu perspektivieren. Zugleich sind territorial verankerte Geschichtsauffassungen durch vektoriell fundierte Formen von Bewegungsgeschichte zu erweitern und zu transformieren. Denn wir kommen an einer schlichten Tatsache nicht länger vorbei: Die Geschichte(n) und Kultur(en) Europas sind ohne die Einbeziehung transarealer Prozesse ebenso wenig zu verstehen wie etwa das Klima Norwegens ohne den Golfstrom aus den Tropen. Nur in diesem vektoriellen Sinne lassen sich die Archipele der Sichtbarkeit zu neuen, nur auf den ersten Blick noch unsichtbaren Kontinenten (und Kontinuitäten) zusammenfügen.

## 1. Die magnetische Insel in einem weltweiten Polynesien

In seinem erstmals im November 2007 veröffentlichten Prosatext *La terre magnétique: les errances de Rapa Nui, l'île de Pâques* (Das magnetische Land. Die Irrfahrten der Osterinsel Rapa Nui), der im Rahmen der vom Verfasser selbst herausgegebenen und bereits erwähnten Buchreihe „Peuples de l'Eau“ erschien, entwarf der martinikanische Dichter, Kulturtheoretiker und Philosoph Édouard Glissant das literarische Bild einer Insel, die sich auf verschiedensten Ebenen – wie es schon der Untertitel dieses Werkes ankündigte – in unsteter Bewegung befindet. Diese „Irrfahrten“ der Osterinsel inmitten der sie umgebenden Meeresflächen (aus amerikanischer Sicht) weit draußen im Pazifik stehen dabei stets im Zeichen des Weltweiten, eines den gesamten Planeten umfassenden Koordinatensystems, innerhalb dessen die Insel zum im mehrfachen Sinne *verrückten* Fokus, ja zum sichtbaren Bezugspunkt des gesamten Erdballs, eben der *terre*, wird:

Die Zugvögel bringen das Ei hierher, das erste Ei (das die Welt enthält) garantiert, nachdem man die Meeresströmungen und das Schwindelgefühl der

Lüfte beherrscht hat, die Macht für das laufende Jahr. Ebenso nimmt der runde, heilige Stein, den man *den Nabel der Welt* nennt, in etwa die Form eines Eis an, er ist poliert und aus einer Materie gemacht, die man anderswo auf der Insel nicht findet; und er befindet sich am Meeresufer und nicht im Zentrum des Landes (*terre*). Er liegt am Zusammenfluß der Winde mit der Meeresströmungen.<sup>16</sup>

Besitzt die Welt also doch ein verborgenes Zentrum? Man würde den Kulturtheoretiker der *Poétique de la Relation*<sup>17</sup> gründlich missverstehen, wollte man in dieser Passage die Abkehr von einem Denken vermuten, das sich über lange Jahrzehnte vehement gegen Strukturen zur Wehr setzte, die alles und alle zu zentrieren suchten. Denn dieser „Nabel der Welt“, von dem wir gleich eingangs erfahren, dass ihn von weither über den Pazifik gekommene japanische Pilger aufsuchen und verehren<sup>18</sup>, bildet für Glissant sehr wohl einen Kreuzungspunkt aller Konfluenzen von Wasser, Luft und Erde, bündelt ein planetarisches Beziehungsgeflecht der vier Elemente, das zwischen den Luft- und den Meeresströmungen am Rande des magnetischen Landes der Osterinsel in einer dezentrierten Position entstand und mit einem alten Mythos verwoben wird, demzufolge die Zugvögel das Ei, das die Welt enthält, hierher, auf dieses Eiland, gebracht hätten. Rapa Nui, die Osterinsel, wird von all jenen Bewegungen erzeugt, welche dieses Ei-Land durchqueren.

Doch Rapa Nui bildet kein übergeordnetes Zentrum, demgegenüber alles andere bloße Peripherie wäre. Die Insel liegt weit draußen im Meer. Zugleich lässt der lyrische und vielfach fragmentierte Text Édouard Glissants von Beginn an keinen Zweifel aufkommen: Dieses Land ist mit der ganzen Welt, mit dem gesamten Erdkörper auf intimste Weise verbunden und verwoben. Die Osterinsel ist *ein* Mittelpunkt – aber in Form eines Schnittpunktes ohne Hierarchie, ohne Peripherie, ohne zentrierende Hysterie.

Die nur den Zugvögeln, nicht den Menschen bekannten Wege der Insel als Schiff auf einer Irrfahrt bewirken, dass die Insel *zugleich* von Dauer und vergänglich, dauerhaft und flüchtig ist: „Die Insel ist ephemer und verloren.“<sup>19</sup> In diese flüchtige Beständigkeit, die gewiss auch jene der Literatur und des Schreibens selbst ist, schreiben sich die plattentektonisch getriebenen Be-

<sup>16</sup> Édouard Glissant, *La terre magnétique: les errances de Rapa Nui, l'île de Pâques*. En collaboration avec Sylvie Séma (Paris: Seuil, 2007), 39.

<sup>17</sup> Vgl. Édouard Glissant, *Poétique de la Relation* (Paris: Gallimard, 1990).

<sup>18</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 17.

<sup>19</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 42.

wegungen der Insel wie der Vorstellungen und Phantasien ihrer Bewohner ein:

Die Insel wandert, und niemand weiß, wieviele Zentimeter im Jahr, und so wird sie vielleicht das Schicksal der archipelischen Länder erfahren, die eines Tages, von dem ebenfalls niemand weiß, von den unvermeidlichen Reibungen zwischen den Platten in die Tiefe gerissen werden, und das Imaginäre der Bewohner der Osterinsel steuert durch den Raum des Pazifik und unter dem Mond des großen Dreiecks, auf der Suche nach dem verlorenen Wort. Das ist fast wahr.<sup>20</sup>

Dieses Fast-Wahre, dieses *presque vrai* der Literatur, nimmt die Bewegungen der Insel und ihrer Bewohner auf und gibt beiden jenes „verlorene Sprechen“ wieder, wann und wo auch immer die Insel für immer im Meer versinken mag. Ihre (zweifellos mit dem Attribut des göttlichen Auges versehene) Dreiecksform nimmt die Dreiecksform des gesamten polynesischen Archipels in sich auf und bildet somit das fraktale Muster einer Insel, die eine Insel der Inseln ist:

Das offene Dreieck ist das polynesisches Dreieck, das an einer seiner Ecken dieses andere Dreieck, das entfernteste und einsamste überhaupt, markiert, das die Gesamtheit abschließt und diese ganze Oberfläche stützt: das magnetische Land.<sup>21</sup>

In dieser Dreiecksform, die in der christlichen Ikonographie das Göttliche in seiner Anwesenheit repräsentiert, aber auch das Dreieck im Zentrum eines menschlichen Körpers sein könnte, vergegenständlicht und objektiviert sich eine *Landschaft der Theorie*, die im Rahmen jener Tradition, die den karibischen Raum schon so früh prägte, ganz selbstverständlich eine Theorie im weltweiten Maßstab ist. Das (lebendige) Dreieck der Insel Rapa Nui im Dreieck des polynesischen Archipels<sup>22</sup> bildet die fraktale Konfiguration nicht allein der Insellandschaften des Pazifik, sondern beinhaltet zugleich als Eiland in der Eiform des von Zugvögeln (hervor)gebrachten Eis jenen Nabel der Welt, von dem aus die Rundung der Erde gedacht und in ihren weltweiten Dimensionen überdacht werden kann. Denn einerseits ist die Osterinsel auf eine geradezu extreme Weise eine *Insel-Welt*, die eine in sich abgeschlos-

<sup>20</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 48.

<sup>21</sup> Glissant, *Poétique de la Relation*, 48.

<sup>22</sup> Vgl. zur spezifischen Problematik Rapa Nuis im Schnittpunkt unterschiedlicher Geschichten und Insel-Projektionen Grant McCall, „Rapanui: Traum und Alptraum. Betrachtungen zur Konstruktion von Inseln“, in *Trauminseln? Tourismus und Alltag in Urlaubsparadiesen*, hrsg. von Heide Weinbäupl und Margit Wolfsberger (Wien: Lit Verlag, 2006), 263–78.

sene Welt mit ihrem eigenen Raum, ihrer eigenen Zeit und folglich auch ihren eigenen Bewegungsmustern repräsentiert. Wie keine andere Insel auf diesem Planeten ist sie – wie gleich zu Beginn des Bandes betont wird – von anderen Ufern, von anderen Ländern durch gewaltige Distanzen getrennt und damit *isoliert*<sup>23</sup>.

Dies ist ein Faktum, das in der Darstellung der Genese des Textes auch durch die Tatsache bewusst in Szene gesetzt wird, dass es dem Dichter in seinem fortgeschrittenen Alter nicht mehr möglich war, eine so weite und anstrengende Reise wie die zur Osterinsel selbst in Angriff zu nehmen. So sollte anstelle Édouard Glissants dessen Lebenspartnerin Sylvie Séma die Reise unternehmen und dem gleichsam zuhause gebliebenen Verfasser dieses poetischen Reiseberichts durch Skizzen und Notizen, durch Zeugnisse und Zeichnungen mit jenen Grundlagen für ein Schreiben versorgen, das explizit auf die Beglaubigung durch das eigene In-Augenschein-Nehmen verzichtet, um von einem anderen Ort des Schreibens aus diese Welt literarisch zusammenzufügen. *Une île peut en cacher une autre.*

*Das magnetische Land* ist folglich ein Reisebericht, der nicht auf der Reise des Schriftstellers aufruht. Die Funktionen von Reisendem und Schreibendem werden weitgehend aufgetrennt und damit Grundlagen der Gattung des Reiseberichts insofern aufgekündigt, als der Schreibende auf den Bericht einer – ihm freilich sehr vertrauten – Reisenden wie auch auf andere Zeugnisse zurückgreift, die ihm zur Verfügung stehen. Das von Sylvie Séma, der auf die Osterinsel gleichsam stellvertretend Reisenden, Vorgefundene wird mit dem am heimischen Schreibtisch Erfundenen zu etwas gemeinsam Hergestelltem und mehr noch gemeinsam Erlebten. Dabei sei nicht verschwiegen, dass dem Text zugleich eine geradezu testamentarische Dimension zuwächst, insofern der Schriftsteller aus der Perspektive der Reisenden in eine „andere Welt“ rückt, als wollte er die Wege der Reisenden aus einem Jenseits kommentieren und mit seinem literarischen Wort – dem einst verlorenen Wort, auf dessen Suche sich die Insel gemacht hat – begleiten. Durch den Tod des Schriftstellers wenige Jahre später ist diese ganz eigene Dimension des Textes offenkundig und folglich lesbar geworden.

Andererseits ist diese geographisch extrem isolierte, eine eigene Welt für sich bildende Insel nicht nur eine abgeschlossene Insel-Welt, sondern zugleich eine *Inselwelt*, insofern sich in ihr eine ganze Welt von Inseln überlagert und bündelt. So schaffen sich in dem kleinen Eiland Rapa Nui mit

<sup>23</sup> Vgl. Glissant, *La terre magnétique*, 10.

seinen Vulkanen die vier Elemente von Feuer und Erde, Luft und Wasser in den Meeres- und Luftströmungen, aber auch in den Bewegungen der tektonischen Erdplatten wie des feurigen Magmas, das mit dem pazifischen Feuerring verbunden ist, einen Bewegungs-Ort vielfältigster planetarischer Konfluenzen, an dem sich eine Welt von Inseln immer wieder neu konfiguriert.

Rapa Nui wird in diesem Sinne als fraktale Vervielfachung des Insularen zu einer *InselInsel*<sup>24</sup>, in der sich nicht nur die verschiedensten Inseln Polyneisiens überkreuzen und überschneiden, sondern das vielgestaltige Gemachtsein dieser (Poly-) Insel aus anderen Inseln noch dadurch vervielfacht wird, dass die von der Lebenspartnerin des Erzählers bereiste Insel vom Erzähler selbst von anderen Inseln aus – seien es die der Antillen oder der *Ile de France* – niedergeschrieben und weltweit verwoben wird. Die ganze Welt in einer Insel, die die ganze Welt ist, ohne doch deren Zentrum zu sein oder sein zu wollen.

Diese relationale und zugleich transarchipelische Sichtweise, die sich immer wieder gerade zwischen der Osterinsel und den Antillen entwickelt, prägt die poetische und poetologische Prosa Édouard Glissants und knüpft zweifellos an seine berühmte „Poetik der Relation“ an, die er ausgehend von den Antillen zunächst innerarchipelisch entwickelte, bevor er sie hemisphärisch auf den gesamten amerikanischen Kontinent ausweitete. In seiner 1981 in *Le discours antillais* angelegten und 1990 in *Poétique de la Relation* entfaltenen Theorie, die sich in einem kritischen Dialog mit wesentlich stärker zentrierenden Vorstellungen schärfte, wie sie Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau und Raphaël Confiant in ihrem vielbeachteten, aber auch vielüberschätzten *Eloge de la créolité* von 1989 ausformulierten<sup>25</sup>, ließ Glissant keinen Zweifel daran aufkommen, dass seine Raumkonzeption der Antillen zugleich relational und hemisphärisch gedacht war. Denn Glissant begriff die Antillen als „Multi-Relation“, die keineswegs als verstreute Fleckchen Erde in einem „See der USA“ zu begreifen seien, sondern gleichsam den „Ästuar der Amerikas“<sup>26</sup> bildeten. Es ist, als hätte Édouard Glissant den an-

<sup>24</sup> Zum Begriff der InselInsel vgl. das siebte Kapitel in Ottmar Ette, *ZusammenLebensWis-sen: List, Last und Lust literarischer Konvivenz im globalen Maßstab* (Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2010).

<sup>25</sup> Vgl. Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau, Raphaël Confiant, *Eloge de la Créolité* (Paris: Galimard Presses Universitaires Créoles, 1989); vgl. hierzu auch das elfte Kapitel meines bereits erwähnten Bandes *Literatur in Bewegung*.

<sup>26</sup> Édouard Glissant, *Le discours antillais* (Paris: Seuil, 1984), 249.

spruchsvollen Versuch unternommen, jene Landschaft José Lezama Limas als eine Landschaft der Theorie zu entwerfen, in der doch alles stets in Bewegung, *forme en devenir*, sein muss und nicht zu einer festen Form gerinnen darf.

Die hemisphärische Sicht weitet sich in *Das magnetische Land* konsequent zu einer transarchipelischen Dynamik, deren Relationalität sich nunmehr weltweit entspannt und zugleich auch den amerikanischen Kontinent umfasst: ein Polynesien, ein Vielinselland im globalen Maßstab. Dies zeigt der bereits angesprochene Mikrotext im Zentralstück des gesamten Bandes mit seiner makrogeographischen Dimensionierung mit größtmöglicher Präzision:

Rapa Nui sein, Aufbewahrungsort des Einzigartigen und des ganz Gewöhnlichen, dieser Kräfte, welche die Völker des Pazifik und Südamerikas getragen haben. [...] Papa Kiko singt ein Klagelied der Quechua von den Höhen der Anden, und er tanzt zum Schlag des Tambourins annäherungsweise eine Schrittfolge aus Vanuatu, mit einer totalen Tiefgründigkeit. Pirù perfektioniert das Einsammeln des Mülls, wenn dieser auch ständig überquillt. Der Insel-Körper der Insel ist in ihnen, seine Geheimnisse haben in den Venen der Vulkane der Bewohner Wohnsitz, untrennbar zirkulierend. Da die Insel so weit entfernt ist von jedem Maß und von jeder Berechnung und von jedem Blick und von jeder Annäherung, liegt sie für immer im *Blickwinkel von oben*, der mit seinen Gaben die dort unten versammelten Archipele gesegnet hat.<sup>27</sup>

Die Verbindung der aufgrund der gewaltigen Distanzen scheinbar isolierten Insel-Welt mit den Inselwelten der Archipele, aber auch den Anden des kontinentalen Amerika lässt eine Welt entstehen, die im Blick von oben wie aus der Perspektive des Schöpfers die dynamische, mobile Relationalität eines Planeten hervorbringt, in der die Gesänge räumlich weit voneinander entfernter Kulturen von verschiedenen Punkten aus hörbar werden, ohne doch miteinander zu verschmelzen. Die offenkundig transkulturelle Anlage dieser polyphonen Orchestrierung von Pazifik und Amerika dynamisiert eine transareale Modellierung im weltweiten Maßstab. Von der Insel-Welt und Inselwelt der Osterinsel wird das Archipele und Kontinente miteinander verbindende Planetarische – und dies eröffnet eine geradezu österliche Dimension – neu begreifbar, neu erlebbar, neu lebbar.

<sup>27</sup> Glissant, *La terre magnétique*, 92.

## 2. Exklusionen und Inklusionen: von Coolies und Korallen

Der 1956 in Port-Louis auf Mauritius geborene Dichter, Filmemacher und Kulturtheoretiker Khal Torabully<sup>28</sup> entfaltet aus einem verdoppelten historischen Weltbewusstsein heraus seit den achtziger Jahren sein Projekt der *Coolitude*. Es bildet den poetisch wie poetologisch reflektierten Versuch, auf der Grundlage der Inklusion all jener von der Geschichte Ausgeschlossenen eine Vision und Revision historischer wie aktueller Globalisierungsprozesse zu entwickeln, die all jene als lebendige Subjekte zur Sprache, zum Sprechen bringen will, welche sich zumeist unter elenden Umständen als Lohn- und Kontraktarbeiter weltweit verdingen mussten.

Die *Coolies* zählen zu den eigentlichen transtropischen Protagonisten der dritten Phase beschleunigter Globalisierung, eine Tatsache, die uns erst in der vierten Phase beschleunigter Globalisierung die Kulturtheorie und die poetische Praxis des aus Mauritius stammenden Schriftstellers in aller Lebendigkeit vor Augen geführt hat.

Der mit einer Arbeit über die Semiologie des Poetischen in Lyon promovierte Khal Torabully, der Gründungsmitglied einer französischen Forschergruppe über Globalisierung (*Groupe d'Études et de Recherches sur les Mondialisations*, GERM) ist, hat in seinen poetischen wie in seinen poetologischen Texten den vorwiegend aus Indien, aber auch aus China und anderen Ländern stammenden *Coolies* nicht nur ein literarisches Denkmal, gleichsam einen Gedächtnisort, setzen wollen, sondern auch eine Poetik globaler Migration entwickelt, wie sie bereits in seinem 1992 erschienenen Band *Cale d'Étoiles – Coolitude* (Sternendock – Coolitude) zum Ausdruck kommt:

Coolitude, um den ersten Stein meines Gedächtnisses allen Gedächtnisses zu legen, meine Sprache aller Sprachen, meinen Teil des Unbekannten, den zahlreiche Körper und zahlreiche Geschichten immer wieder in meinen Genen und in meinen Inseln hinterlegt haben.

Dies ist der Gesang meiner Liebe zum Meer und zur Reise, die Odyssee, welche meine zur See fahrenden Völker noch nicht geschrieben haben ... und meine Mannschaft wird im Namen derer auftreten, welche die Grenzen auslöschen, um das *Land des Menschen* zu vergrößern.<sup>29</sup>

In diesem mit homerischen Anklängen versehenen Gesang der Liebe tritt an die Seite der Memoria all jener Vergessenen und von der Geschichte

<sup>28</sup> Zum Werk von Khal Torabully vgl. Véronique Bragard, *Transoceanic Dialogues: Coolitude in Caribbean and Indian Ocean Literatures* (Frankfurt am Main, Berlin und New York: Peter Lang, 2008).

<sup>29</sup> Torabully, *Cale d'Étoiles – Coolitude*, 7.

Verschlungenen, eine unverkennbar prospektive Dimension. Denn es geht dem *poeta doctus*, der aus einer Familie stammt, die einst auf der Suche nach Arbeit von Indien nach Mauritius gekommen war, nicht um eine abgeschlossene Vergangenheit, deren verschlossenes Grab man mit mitgebrachten Steinchen pflichtschuldigen Angedenkens ehren müsste. Ausgehend von jenen kollektiven wie individuellen Erfahrungen, welche die weitgehend entrechteten Lohn- und Kontraktarbeiter insbesondere in der dritten Phase beschleunigter Globalisierung erdulden mussten, wird eine auf Zukunft gestellte und die aktuelle Globalisierung mit ihren Migrationen neu beleuchtende Poetik entwickelt, die sich schon früh in ihrer globalen Relationalität gerade im Bereich der Tropen äußert. So heißt es wiederum in französischer Sprache:

Ihr aus Goa, aus Pondicheri, aus Chandernagor, aus  
Cocame, aus Delhi, aus Surat, aus London, aus Shanghai,  
aus Lorient, aus Saint-Malo, Ihr Völker aller Schiffe,  
die Ihr mich mitnahmt zu einem anderen Ich, mein Sternendock  
ist mein Reiseplan, mein Spielraum, meine Vision des  
Ozeans, den wir alle durchqueren, auch wenn wir die  
Sterne nicht unter demselben Winkel sehen.

Sage ich Coolie, sage ich auch jeden Steuermann ohne eine  
Registrierung an Bord; ich sage jeden Menschen, der zum Horizont  
seines Traumes aufbrach, welches Schiff auch immer er nahm oder  
nehmen musste. Denn wenn man den Ozean überquert, um auf die  
Welt  
anderswo zu kommen, dann liebt es der Seemann einer Reise ohne  
Rückkehr,  
sich in seine Geschichten, in seine Legenden und in seine Träume zu  
versenken. Die  
Zeit einer Abwesenheit von Gedächtnis.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Torabully, *Cale d'Étoiles – Coolitude*, 89: „Vous de Goa, de Pondicheri, de Chandernagor, de | Cocane, de Delhi, de Surat, de Londres, de Shangai, | de Lorient, de Saint-Malo, peuples de tous les bateaux | qui m'emmenèrent vers un autre moi, ma cale d'étoiles | est mon plan de voyage, mon aire, ma vision de | l'océan que nous traversons tous, bien que nous ne | vissions pas les étoiles du même angle. || En disant coolie, je dis aussi tout navigateur sans | registre de bord; je dis tout homme parti vers l'horizon | de son rêve, quel que soit le bateau qu'il accosta ou | dût accoster. Car quand on franchit l'océan pour naître | ailleurs, le marin d'un voyage sans retour aime replonger | dans ses histoires, ses légendes, et ses rêves. Le | temps d'une absence de mémoire.“

Der Begriff des Coolie ist historisch verankert, aber nicht exkludierend gedacht: Er wird von Torabully auch in einem übertragenen Sinne gebraucht und beleuchtet spezifische Phänomene einer Globalisierung „von unten“, einer Globalisierung der Migranten, die auf der Suche nach Arbeit Meere überqueren. In lyrischer Verdichtung entsteht so ein weltweites Netzwerk all jener „Reisenden“, die als Objekte einer extremen Ausbeutung die Inseln und Städte Indiens, Chinas und Ozeaniens mit den europäischen Kolonialhäfen verbinden.

Dabei wird am Beispiel der Veränderungen des lyrischen Ich deutlich aufgezeigt, dass in jedem *Übersetzen*, in jedem *Übersetzen*, in jedem *Transfer* stets eine Transformation enthalten ist, die das Ich zu einem anderen macht und dabei immer neue Spielräume und Blickwinkel eröffnet. Der Ozean wird zum verbindenden und zugleich trennenden Element, das auch die Städte dieses Netzwerks kolonialer Ausbeutung in Inseln verwandelt, die ihren eigenen *angle*, ihre eigene Perspektive entfalten. Die „Odyssee“<sup>31</sup> der Kontraktarbeiter, die ansonsten in fast allen Identitäts-Diskursen über so lange Zeit weitestgehend ausgeblendet war, nimmt zwischen all diesen Inseln ihren weltweiten Lauf. Doch eine Rückkehr nach Ithaca ist in den Bordbüchern und Reiseplänen nicht vorgesehen.

Der indische Coolie wird folglich in seiner historischen Gestalt präzise wahrgenommen und rekonstruiert, bleibt aber nicht auf die konkrete geschichtliche Figur beschränkt, sondern wird insofern metaphorisch und mehr noch *figural*<sup>32</sup> ausgeweitet, als all jene ins Blickfeld einer Lyrik und einer Theorie gerückt werden, die unter unmenschlichen Bedingungen eine Reise zumeist ohne Wiederkehr angetreten haben. Das, was niemals aufgeschrieben wurde, das, was dem Gedächtnis und der Erinnerung ent schlüpfte, das, was niemand in seine jeweilige Identitätskonstruktion integrieren wollte, verdichtet sich in Khal Torabullys Schriften ebenso poetisch wie poetologisch zu einem relationalen Verständnis historischer Prozesse, die nicht territorialisierend und von einem Punkt aus zentrierend zu betrachten sind, sondern bewegungsgeschichtlich – und nicht länger raumgeschichtlich – aus einer ozeanischen Perspektive (oder einer Perspektive Ozeaniens) heraus verstanden werden müssen. Die Figura des Coolie ist

<sup>31</sup> Vgl. hierzu das Kapitel „The Coolie Odyssey: A Voyage In Time And Space“ in Marina Carter, und Khal Torabully, *Coolitude: an Anthology of the Indian Labour Diaspora* (London: Anthem Press, 2002), 17–44.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu Erich Auerbach, „Figura“, in *Gesammelte Aufsätze zur Romanischen Philologie*, hrsg. von Erich Auerbach (Bern: Francke, 1967), 55–92.

dann, erst einmal „entdeckt“, überall *présent*. Denn sie ist weit mehr als eine Figura der Memoria: Sie kündigt im vervielfachten Sinne von einer anderen Zeit.

Auch wenn die Tropen in ihrer Abhängigkeit von äußeren Mächten stets eine brennende Wunde bleiben – „Ich werde eines Tages eine andere neue Welt entdecken. | Aus ihr werde ich die Tropen herausbrennen | Und Columbus verfluchen mitsamt seiner verfluchten Wirtschaft.“<sup>33</sup> –, so bleiben sie doch eingespannt in ein weites Netzwerk von Bewegungen, als deren Begründer Christoph Columbus stellvertretend angeklagt wird. Dieser kurz eingefügte Rückblick auf die erste Phase beschleunigter Globalisierung mit ihrem weltweit sein Fangnetz auswerfenden Wirtschaftssystem öffnet sich freilich auf ein Künftiges, auf eine „Neue Welt“ in einem anderen Sinne, in der die neuen Möglichkeiten, eine andere Welt zu bauen, ausgelotet werden. Denn eine andere, in diesem Sinne neue, auf künftigem Zusammenleben in Differenz beruhende Welt ist möglich. Khal Torabullys Ästhetik ist ethisch fundiert, ihre Gestik postkolonial.

In seinem 1999 vorgelegten Gedichtband *Chair Corail, Fragments Coolies* (Korallenfleisch, Coolie Fragmente)<sup>34</sup> hat der mauritanische Dichter, der im übrigen auch als Filmemacher hervorgetreten ist und beim Internationalen Filmfestival von Cairo für *La Mémoire maritime des Arabes* 2010 mit dem „Golden Award“ ausgezeichnet wurde, eine nicht wie bei Deleuze und Guattari am Rhizom<sup>35</sup>, sondern an der Koralle ausgerichtete Metaphorologie eingeführt, die an diesem symbiotischen Lebewesen des Meeres ausgerichtet ist: „In meinem Gedächtnis sind auch Zungen | Meine Coolitude ist nicht ein Stein | Sie ist Koralle.“<sup>36</sup> *Coolitude* ist kein toter Gedenk-Stein, sondern lebendig züngelnde, sprechende Koralle – allein: „Was will uns der Dichter damit sagen?“ Wird hier die Sprache nicht zu obskur, zu „schwierig“?

Nehmen wir diesen Stimulus also auf. Die für Torabullys eigenes Schreiben so wichtige Sprachenvielfalt und das *Übersetzen* wie das *Übersetzen* an andere Ufer stellen unablässige Transferprozesse dar, die immer wieder zu

<sup>33</sup> Khal Torabully, *Voices from Indentured*, unveröffentlichtes Manuskript 2011: „I will one day discover another new world. | From it I will burn the Tropics | And damn Columbus for his damned economics.“

<sup>34</sup> Khal Torabully, *Chair Corail, Fragments Coolies* (Guadeloupe: Ibis Rouge Editions, 1999).

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Gilles Deleuze, und Félix Guattari, *Rhizom*, aus dem Französischen übersetzt von Dagmar Berger u.a. (Berlin: Merve Verlag, 1977).

<sup>36</sup> Torabully, *Chair Corail, Fragments Coolies*, 82: „Dans ma mémoire sont des langues aussi | Ma coolitude n'est pas une pierre non plus, | elle est corail.“

Transformationsvorgängen werden: „nicht mehr der Hindu-Mensch aus Calcutta | sondern Korallenfleisch von den Antillen“<sup>37</sup>. Aus diesen Mutationen, aus diesen Metamorphosen ergibt sich eine Schreibpraxis und zugleich eine Kulturtheorie, die beide unverkennbar transarchipelisch aufgebaut sind. So heißt es in Torabullys Beitrag in diesem Band programmatisch:

Das die Coolitude begründende korallene Imaginäre stellt einen Vorschlag dar, um diese Verschiedenartigkeiten zu archipelisieren, die für die Menschheiten so notwendig sind (*une proposition d'archipeliser ces diversités si nécessaires aux humanités*). Es stellt ganz konkret unser Imaginäres aus den polylogischen, archipelischen Indien in die zeitgenössische Realität, wo Ökonomie, Kulturen und Ökologie nicht voneinander getrennt werden können, so wie dies die gegenwärtige Globalisierung mit ihren wiederholten Pannen voller Gewalttätigkeiten belegt.<sup>38</sup>

Diese transarchipelische Sichtweise, die historisch auf den schmerzhaften Erfahrungen von Millionen indischer *Coolies* aufruht, welche auf ihrer verzweifelten Suche nach Arbeit Fünf- und Zehnjahresverträge unterschrieben, die sie ebenso auf die Inseln des Indischen Ozeans wie nach Ozeanien, ebenso auf die britischen *West Indies* wie auf die französischen Antillen verschlagen konnten, verbindet sich mit dem für Torabullys Schreiben entscheidenden Theorem der Koralle, das er 2011 wie folgt begründete:

Die Koralle ist in ihrem lebendigen Habitat beobachtbar, ganz im Gegensatz zum Rhizom, das sich unter der Erde befindet. Darüber hinaus erlaubt sie mir, ein agglutinierendes Verbundensein, das sich ähnlich wie ein Palimpsest aus Schichtung, aus Verdichtung, aus Sedimentierung aufbaut, und nicht nur ein erratisches Verbundensein zu entwickeln, wobei sie den egalitären Aspekt der Verbindung beibehält, steht sie doch allen Strömungen gegenüber offen. Die Koralle ist ihrem Wesen selbst nach hybrid, denn sie ist aus der Symbiose eines Phytoplanktons und eines Zooplanktons geboren. In Sachen Metaphorik der Diversität könnte es schlicht nicht besser sein. Sie ist Wurzel, Polyp und Abplattung, ist von sich verändernder Form, schmiegsam und hart und dazu noch verschiedenfarbig. Obgleich sie verwurzelt ist, setzt sie doch die größte Migration auf der Erde frei, die des Plankton, die man vom Mond aus ebenso sehen kann wie das Grand Bareer Reef, das von der UNESCO als Welterbe der Menschheit eingestuft wurde. Dieser koralle-

<sup>37</sup> Torabully, *Chair Corail, Fragments Coolies*, 108: „non plus l'homme hindou de Calcutta | mais chair corail des Antilles“.

<sup>38</sup> Vgl. dazu den Beitrag in diesem Band Khal Torabully, „Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde“. Vgl. hierzu auch die Ausführungen Khal Torabullys, [http://www.ialhi.org/news/io306\\_8.php](http://www.ialhi.org/news/io306_8.php).

ne Archipel ist ganz einfach die auf der Erde sich am weitesten ausbreitende lebendige Skulptur, und auch sie kann man vom Mond aus sehen.<sup>39</sup>

Die Rekurrenz des Lexems *vivant* („lebendig“) am Anfang wie am Ende dieser Passage unterstreicht, in welchem starkem Maße auch im Theorem der Koralle für Torabully die Lebensprozesse von entscheidender Bedeutung sind. Auch wenn der Dichter und Theoretiker der *Coolitude* vielleicht die Tatsache nicht miteinbezogen hat, dass kein Geringerer als Charles Darwin einst mit dem Gedanken spielte, die Koralle in seinem Denken zum „Symbol der gesamten Naturentwicklung“ zu machen und als „Modell einer Evolution“ zu benutzen, „die anarchisch in alle Richtungen wächst und nicht – wie beim Baummodell – den Menschen als Krönung am Ende der Entwicklung“ versteht<sup>40</sup>: Die Koralle wird bei Torabully nicht nur zu einem Lebens-Theorem, sondern *verkörpert* in ihrer Lebendigkeit zugleich ein Wissen vom Überleben und vom Zusammenleben, das diese Gemeinschaft von Lebewesen in ihrer *sym-bio-tischen* Daseinsform zu Kunstwerken von gewaltigen Ausmaßen anwachsen lässt. Bereits Darwins „korallene Inspiration“<sup>41</sup> hatte sich einer langen künstlerischen und naturphilosophischen Traditionsgeschichte zu versichern gewußt, in der „die Korallen und ihre im Lebenskampf erzeugten Produkte in den Bereich der Kunst gehören“<sup>42</sup>. Hatte nicht schon der im vorliegenden Band in anderem Zusammenhang erwähnte Leon Battista Alberti darauf aufmerksam gemacht, auf welche einfache Weise komplexe Naturformen aus der Perspektive des Menschen in semantisch hochpotenzierte Kunstwerke umgedeutet werden können<sup>43</sup>?

Daß sich die Koralle beim Autor aus Port-Louis als Konkurrenzbegriff zur poststrukturalistischen Theorie des Rhizoms versteht, ist offenkundig; zugleich aber wird deutlich, daß Koralle und Rhizom durchaus in einer vergleichbaren Weise für das Nicht-Zentrierte, für das Sich-Vernetzende und für das Nicht-Hierarchische eintreten, wobei die Koralle in ihrem Oszillieren zwischen ihrer lebensspendenden (und zugleich erotischen) Fleischlichkeit – der *Chair Corail* – und ihrer bildhauerischen Dimension als Gedenk-Stein eine dynamische Verbindung zwischen Geologie und Biologie, zwischen Tierischem und Pflanzlichem, zwischen Tod und Leben,

<sup>39</sup> Khal Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Tagung Ms., 10 f.

<sup>40</sup> Horst Bredekamp, *Darwins Korallen: die frühen Evolutionsdiagramme und die Tradition der Naturgeschichte* (Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 2006), 1.

<sup>41</sup> Bredekamp, *Darwins Korallen*, 70.

<sup>42</sup> Bredekamp, *Darwins Korallen*, 70.

<sup>43</sup> Bredekamp, *Darwins Korallen*, 11.

zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft vor Augen führt, deren poetische Valenz in Torabullys Lyrik ausgespielt werden kann. Die symbiotische Welt der Koralle verbindet sich mit einer Konvivenz, die aus der Perspektive der Tropen eine Lebens-Welt entstehen lässt, die sich unterhalb wie oberhalb der Meeresoberfläche ansiedelt und entfaltet. Als poetische Trope verkörpert die Koralle die Bewegungswelt der Tropen und ist dank ihrer Migrationen das transtropische Lebewesen *par excellence*.

Es ist faszinierend zu sehen, wie dynamisch und bewegungsgeschichtlich mobil der mauritanische Autor seinen Entwurf der Koralle anlegt, die man in einem allgemeinen Sinne gerade mit Blick auf das *Grand Bareer Reef* eher mit Starrheit und Widerständigkeit assoziieren würde. Doch Khal Torabully hört auf das Rauschen ihrer Geschichte, ihres Geschichtetseins, ihrer lebendigen Sedimentation. Und er verweist auf ihre naturhafte und zugleich palimpsestartige Kunst. Erst aus dieser zutiefst lebendigen Geschichte kleinsten Lebewesen erwächst die Widerständigkeit der riesigen Korallenriffs.

Die von Khal Torabully wiederholt betonte Verbindung zwischen Koralle und Migration ist innerhalb der Bildwelten dieses Dichters und Theoretikers mit einer *Coolitude* verknüpft, die sich in das Ozeanische wie das Migratorische einschreibt. So heißt es in einem Vortrag des mauritanischen Kulturtheoretikers vor der Unesco:

Es ist unmöglich, die Essenz der Coolitude ohne die Reise der Coolies über die Meere zu verstehen. Diese entscheidende Erfahrung, diese Odyssee der Coolies, hinterließ eine unauslöschliche Markierung in der imaginären Landschaft der Coolitude.<sup>44</sup>

Die hier implizit angesprochene *Landschaft der Theorie* bereichert zweifellos die im vorliegenden Band transareal über vier Phasen beschleunigter Globalisierung entfaltete Relationalität von in sich abgeschlossener *Insel-Welt* und archipelischer wie transarchipelischer *Inselwelt* insofern, als die Lebens- und Bewegungsformen der ins Ungewisse entlassenen Coolies, aber auch die epistemologische und poetologische Metapher der Koralle nicht allein auf der Ebene einer sich verdichtenden Metaphorologie eine lebendige und weiter verlebendigende Dynamik in diese transtropischen Landschaften der Theorie einbringen. Khal Torabullys korallene Begriffswelt ist zutiefst transareal geprägt.

Dies lässt sich auch begriffsgeschichtlich belegen. In einem gemeinsam mit der britischen Historikerin Marina Carter verfassten Band wird 2002

<sup>44</sup> Khal Torabully, „The Coolies’ Odyssey“, *The Unesco Courier* (Paris) (October 1996), 13.

der Begriff der *Coolitude* historiographisch insofern verankert, als seine verschiedensten Aspekte systematisch unter Einbeziehung historischer Quellen diskutiert werden. Dabei werden die oftmals brutalen Methoden der Rekrutierung billiger Arbeitskräfte immer wieder deutlich herausgearbeitet.

So wurde – um nur ein individuelles Beispiel herauszugreifen – im Jahre 1882 ein kleiner Junge namens Dawoodharree wie so häufig unter Vorspiegelung falscher Tatsachen angeworben, um auf der Pflanzung mit dem schönen Namen „Sans Souci“ auf Mauritius als Kontraktarbeiter eingesetzt zu werden. Die Leitung dieser Pflanzung lehnte es entschieden ab, den Jungen auf dessen Antrag hin wieder freizulassen:

Dawoodharree wurde gleichzeitig mit fünf oder sechs anderen Männern, die zusammen mit ihm aus Indien kamen, engagiert, und er war sich bewußt, daß er nach Mauritius gegangen war, um einen Kontrakt über fünf Jahre einzugehen, daß seine Überfahrt wie auch die Überfahrten der anderen vom Sir-dar von „Sans Souci“ Estate bezahlt worden und die diesbezüglich vom Sir-dar verauslagte Summe von dieser Gesellschaft übernommen worden war.<sup>45</sup>

Legalität, Legitimität und feudal-kapitalistische Unmenschlichkeit sind in diesem juristisch argumentierenden postabolitionistischen Dokument kaum noch voneinander zu unterscheiden. Sklaverei mag hier nur noch als Metapher sichtbar sein; doch sie ist weit mehr: von den Coolies gelebte und durchlebte Wirklichkeit. Der Kontrakt wird zum Konstrukt, durch den das tropische Versprechen der Fülle einmal mehr zur Falle wird. Für diese von der Geschichte Vergessenen entfaltet Khal Torabully *zugleich* eine Poesie und eine Poetik, ein Theorem und eine Theorie, die in der Lage sind, mit Blick auf all jene Entwicklungen, die im Verlauf der dritten Phase beschleunigter Globalisierung einen dramatischen Höhepunkt erreichten, eine sinnlich erfahrbare und mehr noch nacherlebbar Landschaft zu konstruieren, die ohne die kulturtheoretischen Hintergründe des aktuellen Globalisierungsschubs nicht vorstellbar wären. Literatur lässt diese vergessenen Leben wieder lebendig werden und macht dank ihrer ästhetischen Kraft nacherlebbar, welches die Bewegungen, welches die Bahnungen sind, die palimpsestartig unsere aktuellen Bewegungsbahnen vektorisieren und noch immer mitbestimmen.

Kein Zweifel: Es handelt sich um eine transareal konzipierte Landschaft der Theorie, die ohne die politischen, sozialen und kulturellen Kontexte der 1968 politisch unabhängig gewordenen Insel Mauritius sicherlich nicht hät-

<sup>45</sup> Zit. nach Carter und Torabully, *Coolitude*, 24.

te entworfen werden können. Denn die vor ihrer Kolonisierung unbewohnte Insel im Indischen Ozean, die unter der kolonialen Herrschaft Portugals (1505–1598), der Niederlande (1598–1710), Frankreichs (1715–1810) und Englands (1810–1968) stand, bündelt wie in einem Brennspiegel viele jener historischen Entwicklungen, die charakteristisch sind für eine transarchipelische Vielverbundenheit, welche gerade im Bereich der Tropen – wie wir sahen – eine sehr spezifische Ausprägung erfahren hat. Ganz so, wie sich auf der religiösen Ebene Hinduismus, Katholizismus, Protestantismus und Islam auf engstem Raum begegnen, so lassen sich auf der sprachlichen Ebene neben dem Morisyen (einer auf dem Französischen basierenden Kreolsprache, die nahezu von der gesamten Bevölkerung verwendet wird) auch verschiedene nordindische Varianten des Hindi, südindische Sprachen wie das Tamil sowie verschiedene südchinesische Dialekte unterscheiden, wobei das Englische Amtssprache ist und das Französische nicht nur von einer Oberschicht als Muttersprache gesprochen wird, sondern in den Massenmedien vorherrscht. Ein sprachlicher, religiöser, kultureller Mikrokosmos, den Khal Torabully mit ästhetischen wie epistemologischen Mitteln auf den Makrokosmos hin zu öffnen versteht.

Die Welt der *Coolitude* ist folglich ebenso mit Blick auf die mauritanische Herkunft Khal Torabullys wie auf die weltweiten Migrationen der Coolies selbst eine in höchstem Maße nicht nur vielkulturelle, sondern auch vielsprachige Welt, in der das Über-Setzen im unterschiedlichstem Sinne von entscheidender Bedeutung ist. *Übersetzen* und *Übersetzen* gehören folglich unbestreitbar zum Kernbestand dessen, was man mit Khal Torabully und Marina Carter als *the Coolie Heritage*<sup>46</sup> bezeichnen darf. Auch wenn der vielsprachige Autor aus Mauritius in seinen Schriften wie in seinem Schreiben gewiss nicht alle sprachlichen wie translingualen Dimensionen auszuleuchten vermag, so kann doch kein Zweifel daran bestehen, wie sehr seine theoretische Prosa *und* seine lyrische Praxis von ständigen sprachenquerenden Prozessen geprägt sind – eine Tatsache, die nicht allein in seinen öffentlichen Lesungen hörbar wird.

Wenn man folglich mit guten Gründen von einem *Revoicing the Coolie*<sup>47</sup> sprechen will, dann gilt es zu berücksichtigen, dass die vielen Stimmen der *Coolitude* niemals einstimmig und einsprachig waren oder künftig sein können. Auch wenn sich Khal Torabully immer wieder gegen den Einwand oder

<sup>46</sup> Carter und Torabully, *Coolitude*, 117.

<sup>47</sup> Carter und Torabully, *Coolitude*, 214.

Vorwurf verteidigen mußte, in seinen Konzeptionen durch einen gewissen Rückbezug auf den Begriff der von Césaire und Senghor geprägten *Négritude* bisweilen essentialisierend vorzugehen<sup>48</sup>, und auch wenn man die Begrifflichkeit von der Suche nach „Identität“<sup>49</sup> terminologisch als problematisch erachten kann, steht die große Bedeutung des Denkens und Schreibens des mauritianischen Autors doch außer Frage: „In der „post-ethnischen Gesellschaft“ von Mauritius, wo der „Einschlag der Moderne“ konkurrierende ancestrale Kulturen weggerieben hat, schälte sich Khal Torabully als ein „*homme-pont*“, als eine menschliche Brücke, heraus.“<sup>50</sup>

Denn an die Stelle einer Kette wechselseitiger Exklusionen – „Der Weiße weist den Schwarzen zurück und dieser den Coolie“<sup>51</sup> – setzt der Autor von *Chair Corail, Fragments Coolies* ein Schreiben, das sich im Verbund mit Schreibformen weiß, die (in einer oftmals diasporischen Situation) vielsprachige *imaginaires polylogiques et archipéliques* entfesseln. Sie öffnen sich hin auf eine „Kontaminierung von Diskursen, Gattungen, Orten und sogar Sprachen“<sup>52</sup>, die keinerlei raumgeschichtlicher, territorialisierender Rückbindung mehr unterliegt.

Indien wird auf diese Weise neu pluralisiert, erfährt als *les Indes, las Indies* oder *the Indies* nun eine selbstgesteuerte *Orientierung*, in der Ost-Indien und West-Indien, Asien und Australien, Europa, Amerika und Ozeanien auf literarischer wie auf kulturtheoretischer Ebene in eine wechselseitige Vielgestaltigkeit und Polylogik von Relationen einbezogen und geöffnet werden. Ihr Reichtum ist auch der Reichtum transarealer Literaturen wie transarealer Studien. Denn das, was diese transareal weitaus komplexer zu verstehenden Literaturen und Theorien entfalten, wird unsere Weltsicht und unser Weltbewusstsein, nicht zuletzt aber gerade auch unser konkretes Welterleben – und dazu bedarf es keiner Sehergabe – Stück für Stück verändern und grundlegend transformieren. Die *Coolitude* ist alles Andere als ein Problem der Anderen: Sie erlaubt uns, die Literaturen der Welt weit über die Welt der Literatur hinaus anders und neu zu verstehen und begrifflich zu begreifen. Und damit unsere Welt auf polylogische Weise weiter zu machen.

<sup>48</sup> Vgl. Khal Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Tagung Ms., 1.

<sup>49</sup> Vgl. auch wiederholt noch im Schlußteil von Carter und Torabully, *Coolitude*, 215 und *passim*.

<sup>50</sup> Carter und Torabully, *Coolitude*, 216.

<sup>51</sup> Khal Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Tagung Ms., 7.

<sup>52</sup> Torabully, *Quand les Indes rencontrent les imaginaires du monde*, Ms. S. 9.

### 3. Inseln als Kontinente, Kontinente als Inseln

Im fünften, den Lebensmitteln gewidmeten Kapitel von Le Clézios Reisetext *Raga. Approche du continent invisible*, der an dieser Stelle ein zweites Mal im Verlauf unserer Überlegungen befragt werden soll, zeigt sich, dass es dabei nicht allein um das Leben der Menschen, sondern auch um das Leben der Inseln und die nachhaltige Sicherung dieses Lebens geht. Denn die Inseln Ozeaniens wurden von ihren ursprünglichen Bewohnern nicht einfach besetzt, so wie dies später unter der Herrschaft der verschiedenen Kolonialmächte der Fall war. Sie wurden vielmehr sehr sorgfältig bestellt und geradezu liebevoll als lebendige Wesen behandelt:

Sobald sie mit alledem fertig sind, gehört diese Erde (*terre*) ihnen. Nicht, als ob sie sie für alle Ewigkeit besäßen, sondern um von ihr zu leben und sie zu genießen. Diese Erde ist ihnen von den Geistern der Toten geschenkt worden, um deren Geschichte fortzusetzen. Sie ist ein lebendiges Wesen, das sich bewegt und sich mit ihnen zusammen ausstreckt, ist ihr Fell, auf dem sie frösteln und auf dem sie begehren.<sup>53</sup>

In dieser Passage aus dem Kapitel „Taro, Yams, Kava“ wird nicht allein eine lebendige Verbindung zwischen den Lebenden und ihren Toten, die ihnen das Land und ihre Geschichte vermacht und übergeben haben, sondern auch eine am Zusammenleben ausgerichtete Beziehung zwischen den Menschen und „ihrer“ Insel, ihrem Land, ihrer Erde, hergestellt. Denn Konvivenz meint niemals nur das Zusammenleben der unterschiedlichsten Menschen miteinander, sondern auch das (möglichst verantwortliche und auf Zukunft gestellte) Zusammenleben von Mensch und Natur, von Leben und Leben.

Dabei handelt es sich um ein Zusammenleben im fundamentalsten Sinne, geht es hier doch um eine *Symbiose*, in der die beiden verschiedenen Lebewesen, Menschen und Inseln, ein gemeinsames Leben mit all ihren Ängsten, all ihren Lüsten teilen. Die Insel wird daher nicht unterworfen und ausgeplündert, wird nicht mit Pflanzungen, Plantagen und Polizeistationen überzogen, um möglichst kontrolliert hohen Profit aus dem Land ziehen zu können, sondern in ein Lebenswissen einbezogen, das zugleich ZusammenLebensWissen und ÜberLebensWissen ist. Denn es soll ermöglichen, auch unter schwierigen Bedingungen die Lebensgrundlagen aller Lebewesen nachhaltig sicherzustellen. Alles ist dabei von Leben durchströmt. Die Inseln leben und bewegen sich, schwimmen mit den Menschen mitten in einem unermesslichen, eigentlich menschenfeindlichen Ozean, dessen gewaltige Aus-

<sup>53</sup> Le Clézio, *Raga*, 65.

maße im Text immer wieder beschworen werden. Schwimmende, sich verlagernde Inseln auch hier.

Über dieses über lange Besiedlungszeiträume hinweg aufgebaute Ökosystem brechen – wie Le Clézios *Raga* eindrucksvoll vorführt – die verschiedenen Phasen beschleunigter Globalisierung mit aller Wucht – und aller Perfidie – herein. Dabei ist aufschlussreich, dass die Erzählerfigur jenen Zeitraum, den wir als vierte Phase beschleunigter Globalisierung bezeichnet haben, mit jener „Welle, die heute alle Küsten der Welt überschwemmt, bis in den entlegensten Archipel hinein“<sup>54</sup>, identifiziert. Und weiter: „Die Globalisierung (*mondialisation*) ist zweifellos in erster Linie jene der Epidemien.“<sup>55</sup> Nicht weniger schlimm als die Verfehlungen einzelner, die ihre Liebesspartner ganz bewusst mit dem Aids-Virus anstecken – und damit ein (wie wir sahen) die Jahrhunderte durchlaufendes Globalisierungsthema weiterspinnen –, seien die großen pharmazeutischen Konzerne, „die sich weigern, zu geringeren Kosten jene Medikamente zu verteilen, welche die Entwicklung von Aids verlangsamen, so dass sie die Kranken aus den ärmsten Ländern zum Tode verurteilen“<sup>56</sup>. Die Krankheiten erscheinen hier nicht als Geißeln der Natur: Sie sind auf vielfältige Weise mit dem Handeln des Menschen und seinen sehr spezifischen Interessen verbunden und erweisen sich in der Form von Epidemien oder Pandemien einmal mehr als Leitindikatoren beschleunigter Globalisierung.

Doch nicht allein auf der Ebene von Epidemien und Seuchen sind verschiedene historische Phasen beschleunigter Globalisierung in *Raga* präsent. Während die iberischen Seefahrer und „Entdecker“ der ersten Welle diesen aus Inseln bestehenden Kontinent nur auf der Suche nach reicheren Regionen durchsegelt hätten und auf ihrem Weg nach dem sagenumwobenen Südkontinent diese Inselwelt ebenso wenig als Kontinent zu erkennen vermochten, wie dies die Bougainville und Cook der zweiten Phase taten, brach mit der dritten Phase beschleunigter Globalisierung das Unheil vervielfacht über die Welt Ozeaniens herein. Im Kapitel „Blackbirds“ wird unter Verweis auf wissenschaftliche Untersuchungen herausgearbeitet, was die sogenannten „Entdeckungen“ und Forschungsreisen der Europäer und US-Amerikaner im pazifischen Raum an Menschenleben kosteten.

---

<sup>54</sup> Le Clézio, *Raga*, 93.

<sup>55</sup> Le Clézio, *Raga*.

<sup>56</sup> Le Clézio, *Raga*, 94.

Diese Zahlen sind schockierend und erinnern an jene der Bewohner der Antillen, die im Verlauf der ersten Phase beschleunigter Globalisierung weitestgehend der Vernichtung preisgegeben wurden. Die schlichten Zahlenkolonnen lesen sich wie die Sterberegister und Opferzahlen einer Entwicklung, die wie eine Naturkatastrophe über die Area der Neuen Hebriden hereingebrochen wäre. Und doch haben wir es hier nicht mit den Folgen einer Pandemie zu tun, sondern mit einer von Menschenhand hervorgerufenen und gesteuerten Katastrophe:

- 1800: Schätzungen zufolge etwa 1000000 Bewohner
- 1882: 600000 (Schätzung lt. Speiser)
- 1883: 250000 (Schätzung lt. Thomas)
- 1892: weniger als 100000 (*Colonial Office* in London)
- 1911: 65000 (Volkszählung der britischen Regierung)
- 1920: 59000 (*idem*)
- 1935: 45000 (*idem*)<sup>57</sup>

Der scharfe, katastrophenartige Einbruch der Bevölkerungszahlen während des Zeitraums der dritten Phase beschleunigter Globalisierung verweist nicht allein auf die Auswirkungen von Epidemien, die von den Globalisierern eingeschleppt wurden, sondern vor allem auf die Folgen einer rücksichtslosen Ausplünderung der Bevölkerung, die unter sklavereiähnlichen Bedingungen zur Zwangsarbeit in den Plantagen der Globalisierer von den sogenannten „Blackbirds“ herangezogen wurden. Denn in einer Biopolitik brutalsten Ausmaßes wurden die Inselbewohner von regelrechten Menschenjägern – von denen wir auch noch in anderen Teilen der Tropen hören werden – in französische, britische, US-amerikanische, australische und deutsche Kolonien deportiert. Mit langanhaltenden Folgen:

Insgesamt wurden in dieser zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 100000 Melanesier erfaßt, wobei der größte Teil dieser Männer und Frauen niemals mehr in ihr Geburtsland zurückkehrte. Diesen Blutzoll spürt man noch heute, hundert Jahre danach. Der Eindruck der Verängstigung, der auf diesen Küsten liegt, die Isolierung der Dörfer, die hoch oben in den Flanken der Gebirge angelegt wurden, sprechen noch immer von der verfluchten Zeit, als jedes Auftauchen eines Segels am Horizont bei den Bewohnern Furcht und Schrecken verbreitete.<sup>58</sup>

Gerade in der vierten Phase beschleunigter Globalisierung scheint eine spezifische Sensibilität für all jene Prozesse und Entwicklungen, Zerstörungen

<sup>57</sup> Le Clézio, *Raga*, 47.

<sup>58</sup> Le Clézio, *Raga*, 54.

und Grausamkeiten entstanden zu sein, die sich in der dritten Phase in so starkem Maße beobachten lassen, die aber in der europäischen Geschichtsschreibung lange Zeit bestenfalls ignoriert, zumeist aber – und dies nicht selten bis heute – vorsätzlich eskamotiert und ausgeblendet wurden. Die ästhetische Auseinandersetzung mit früheren Globalisierungsphasen ist zu einem festen Bestandteil der Gegenwartsliteraturen an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert geworden, wofür in der Folge noch ein weiteres, anderen kulturellen Areas entstammendes Beispiel analysiert werden soll. Anders als viele wissenschaftliche Disziplinen wissen die Literaturen der Welt sehr genau, dass sich die aktuelle Phase beschleunigter Globalisierung nur dann adäquat verstehen lässt, wenn man sehr bewusst die gelebten Ereignisse und Vektorisierungen aus früheren Phasen beschleunigter Globalisierung miteinbezieht. *Une mondialisation peut en cacher une autre.*

Die Literaturen der Welt haben dabei längst die Funktion übernommen, diese zerstörerischen Phänomene, Massaker und Massenvernichtungen nicht nur punktuell, sondern in einem transarealen Bewegungszusammenhang aufzunehmen und dabei nicht allein mit den Mitteln und Möglichkeiten eines historiographischen Gedächtnisses beziehungsweise einer geschichtswissenschaftlichen Erinnerungspolitik, sondern auch mit anderen Formen einer Memoria zu experimentieren, die nicht bloß der schieren „Aufarbeitung“ des Vergangenen, sondern weit mehr der Gestaltung von Zukunft zugewandt sind. So heißt es im abschließenden Kapitel „Inseln“ mit unüberhörbar prospektiver Akzentuierung:

Die Insel ist in Wahrheit wohl einer jener Orte, an denen das fixierte Gedächtnis die geringste Bedeutung besitzt. Antillen, Mascarenen, aber auch die Atolle des Pazifik, die Archipele der Gesellschafts-Inseln und von Gambier, Mikronesien, Melanesien, Indonesien. Sie waren so unerträglich, so abscheulichen Vergewaltigungen und Verbrechen ausgesetzt, daß ihren Bewohnern nichts anderes übrig bleibt, als an einem Punkt in ihrer Geschichte den Blick davon abzuwenden und wieder leben zu lernen, da sie sonst in Nihilismus und Verzweiflung versinken müßten.<sup>59</sup>

Es geht in dieser wichtigen Passage nicht um ein Ausradieren oder ein Verdrängen des Vergangenen und seiner Schrecken, sondern um eine Erinnerungskultur, die im Moment des Vergessens von neuem die Möglichkeit eröffnet, wieder leben zu lernen, um künftig von neuem selbstbestimmt leben zu können. Das Vergangene ist damit nicht verschwunden, sondern viel-

<sup>59</sup> Le Clézio, *Raga*, 123.

mehr im doppelten Wortsinn *aufgehoben*: ein paradox erinnerndes Vergessen, das auf Zukunft zielt und auf die Wiedergewinnung des Lebens aus ist. In diesem wichtigen Gnossem eines ÜberLebensWissens scheint das fundamentale Versprechen der Literatur auf: ein Wissen vom Leben *im* Leben bereitzuhalten, das auflebendige Weise *zum* Leben angeeignet und *für* das eigene Leben fruchtbar transformiert werden kann. Literatur versteht sich hier als LebensMittel<sup>60</sup>.

---

<sup>60</sup> Vgl. zu dieser wichtigen Dimension von Literatur Ottmar Ette, „LebensMitte(l) Literatur. Vom Lesen des Lebens als Mittel des Lebens: Überlegungen im Anschluss an Honoré de Balzacs ‚La Peau de chagrin‘“, in *LebensMittel: Essen und Trinken in den Künsten und Kulturen*, hrsg. von Ottmar Ette, Yvette Sánchez und Veronika Sellier (Zürich: Diaphanes, 2013), 21–46.

